
Stephan Braese

Georg Lukács' europäische Passagen

1958 schrieb Theodor W. Adorno:

Den Nimbus, der den Namen von Georg Lukács heute noch, [...] umgibt, verdankt er den Schriften seiner Jugend, dem Essay-Band ›Die Seele und die Formen‹, der ›Theorie des Romans‹, den Studien ›Geschichte und Klassenbewußtsein‹, in denen er als dialektischer Materialist die Kategorie der Verdinglichung erstmals auf die philosophische Problematik prinzipiell anwandte. Ursprünglich etwa von Simmel und Cassner angeregt, dann in der südwestdeutschen Schule gebildet, setzte Lukács bald dem psychologischen Subjektivismus eine objektivistische Geschichtsphilosophie entgegen, die bedeutenden Einfluß ausübte. Die ›Theorie des Romans‹ zumal hat durch Tiefe und Elan der Konzeption ebenso wie durch die nach damaligen Begriffen außerordentliche Dichte und Intensität seiner Darstellung einen Maßstab philosophischer Ästhetik aufgerichtet, der seitdem nicht wieder verloren ward. Als, schon in den frühen zwanziger Jahren, der Lukácssche Objektivismus sich, nicht ohne anfängliche Konflikte, der offiziellen kommunistischen Doktrin beugte, hat Lukács nach östlicher Sitte jene Schriften revoziert; hat die subalternsten Einwände der Parteihierarchie unter Mißbrauch Hegelscher Motive sich gegen sich selbst zu eigen gemacht und jahrzehntelang in Abhandlungen und Büchern sich bemüht, seine offenbar unverwüstliche Denkkraft dem trostlosen Niveau der sowjetischen Denkerie gleichzuschalten [...].¹

Wenn heute – über ein halbes Jahrhundert später – diese Zeilen wie eine unverändert gültige Charakterisierung des Philosophen und Literaturhistorikers anmuten, so nicht nur, da sich mit der Auflösung der Sowjetunion und dem Ende des realen Sozialismus in Ostmittel- und Osteuropa die politischen Rahmenverhältnisse, die Lukács' Arbeit in vielfacher Weise bestimmt hatten, aufgelöst haben. Schon deutlich früher war das Werk des ungarischen Intellektuellen ins Abseits des europäischen Gedächtnisses gedrängt worden. Führten regelmäßig auftretende inhaltliche Differenzen mit der parteikommunistischen Nomenklatur spätestens seit 1920² nicht nur zu kontinuierlichen Angriffen gegen seine Deutung sowohl der marxistischen Klassiker als auch der klassischen und modernen europäischen Literatur, sondern 1956 – im Gefolge des gescheiterten Ungarn-Aufstands – bis zu seiner Deportation nach Rumänien, so blieb »lediglich in der DDR [...] seine Rolle als führender marxistischer Literaturkritiker

unangetastet. Der Aufbau-Verlag druckte seine Bücher. 1955 erschien eine Festschrift zu seinem siebzigsten Geburtstag. Er wurde Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin.«³ Doch auch eine westeuropäische Linke, die sich Lukács' Werk seit Mitte der 60er Jahre interessiert zugewendet hatte, tat sich mit der Zeit immer schwerer sowohl mit den wiederholten Widerrufen eigener Schriften als auch mit manch dogmatischen Verhärtungen nicht zuletzt in seinen Lektüren kanonischer europäischer Literatur. Für einen Studierenden im Westdeutschland der 1980er Jahre galt Georg Lukács als Verfasser zwar gewichtiger, aber entschieden historischer Studien – mit emphatischer Betonung auf einer pejorativ-besiegelnden Interpretation dieses letzteren Adjektivs. Die Figur des etwa im Berlin der frühen dreißiger Jahre hoch aktiven Vortragsredners, der in der *Weltbühne* angezeigt wurde und als führendes Mitglied des Bundes revolutionär-proletarischer Schriftsteller und regelmäßiger Autor der *Linkskurve* eine quecksilbrige Aktivität in der deutschen kulturellen Szene dieser Jahre entfaltet und viel beachtete Beiträge zu den Kontroversen dieser Jahre geleistet hatte, wurde fast nur noch den Studierenden der Exilforschung zugänglich. Die Ereignisse von 1989 schließlich beschleunigten freilich die Abwendung von einer Erscheinung, die wie wenige andere seines intellektuellen Ranges⁴ der kommunistischen Bewegung verpflichtet gewesen war.

Doch es könnte gerade dieses Abseits von Lukács auf der intellektuellen Landkarte der Gegenwart sein, das neue Möglichkeiten bietet nicht nur für eine abgewogene Historisierung seines Werkes, sondern vor allem auch für einen neuen Blick auf jene *Europäizität* des ungarischen Wissenschaftlers, die früher einmal so selbstverständlich gewesen war und heute als historische so vergessen ist, dass sie selbst offenkundig so gut wie nie thematisiert werden können. Genauer als Adorno – der solcher *Europäizität* vielleicht selbst noch zu nahe stand – hat diese Eigenschaft der 26 Jahre jüngere George Steiner wahrgenommen. In seiner Kritik an der *Eigenart des Ästhetischen* aus dem Jahr 1964 gerät sie in den Blick:

»Gewaltig ist das Ausmaß seiner exakten Quellenbezüge. Lukács bezieht sich auf Wagner und Tolstoi, auf Strindberg und Tertullian, und er betrachtet einen großen Teil des europäischen und des russischen Geisteslebens als seine eigene Domäne. Wie fast immer in seinen Arbeiten gilt seine Vorliebe einem umstürzlerisch radikalen Konservatismus. Er fordert die revolutionäre Zukunft im Namen klassisch humanistischer Ideale, von denen so manche einer geruhsamen und gemächlichen bürgerlichen Vergangenheit angehören. Es sind Ideale, die einen Bildungsgrad voraussetzen, dem gegenüber ein großer Teil westlicher Kritik nach Taine und Saintsbury eng und provinzierlich anmutet.«⁵ Steiner erkennt in Georg Lukács »einen der letzten »Mitteleuropäer« mit jener hingebungsvoll unterscheidenden Kenntnis der klassischen Kultur und ihrer europäischen Sprachen und Literaturen.«⁶

Was dieses Prädikat in der Perspektive einer heutigen Kulturgeschichte des Wissens bedeuten könnte, soll im Folgenden skizziert werden. Zwei Parameter stehen dabei im Mittelpunkt: die Topographie »Budapest« sowie differierende, von Lukács wechselnd genutzte grenzüberschreitende Netzwerke. Sie geben sich zu erkennen als jene »materielle« Basis, auf der sich Georg Lukács' Europäizität entfaltete.

I. Georg Lukács wurde 1885 als Sohn des aus Szeged stammenden Josef Löwinger und der Wienerin Adele Wertheimer geboren. Erst fünf Jahre nach der Geburt seines Sohnes erhielt Löwinger auf Beschluss des Innenministeriums den Namen Lukács, 1901 wurden die Eltern – der Vater war unterdessen Direktor der führenden ungarischen Bank »Budapester Kreditanstalt« – geadelt. Georg von Lukács' Muttersprache war deutsch.⁷ Lukács hat an anderer Stelle betont, dass seine Familie zweisprachig war, um der Vermutung einer etwaigen sozialen oder kulturellen Isolation entgegenzutreten;⁸ der Zusammenhang dieser Textstelle legt nahe, dass es sein Vater war, der – gewiss zusätzlich zum Dienstpersonal im Elternhaus, das traditionell einen wesentlichen Teil der großbürgerlichen Erziehung übernahm – die ungarische Sprache repräsentierte. Doch gerade dass sein nicht in Deutschland oder dem deutschsprachigen Teil Österreichs geborener Vater Abonnent der *Neuen Freien Presse* war und in seiner Privatbibliothek, wie Lukács berichtet, deutschsprachige Werke bewahrte,⁹ deutet auf einen für Lukács' Werdegang entscheidenden, doppelten Sachverhalt: zum einen darauf, dass auch nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 das Deutsche den Charakter der offiziellen Amtssprache und der *lingua franca* der meisten sozialen Eliten im österreich-ungarischen Vielvölkerreich behalten hatte;¹⁰ zum andern, dass das Deutsche auch für jene Juden, die nicht deutschmuttersprachlich aufgewachsen waren, nahezu unverändert seit Ende des 18. Jahrhunderts als Voraussetzung sozialer Aufstiegschancen in ganz Mitteleuropa – und darüber hinaus – fungierte.

Dem Judentum hat Lukács für seine Entwicklung zeitlebens keine herausragende Bedeutung zugeschrieben. Seiner Auskunft nach hat er an dem von ihm besuchten evangelischen Gymnasium ein anderes Attribut erhalten: »Ich spielte dort nie als Jude eine Rolle, sondern als Leopoldstädter Jüngling, der an dieser Schule als Aristokrat galt. Folglich tauchten die Fragen des Judentums nicht auf. Daß ich Jude bin, wußte ich immer, doch hatte das niemals wesentlichen Einfluß auf meine Entwicklung.«¹¹ Man wird heute diese Äußerungen von 1971 mit Blick auf die spezifischen Bedingungen, unter denen jedes Bekenntnis zum Judentum im ehemaligen Ostblock, und erst recht eines von Georg Lukács, stand, nur sehr zurückhaltend bewerten. Als ergiebiger erweisen sich da schon von Lukács gelegentlich eingestreute Anekdoten wie etwa die über seinen Vater, vorgeblich eingespielt als Beleg dafür, dass »Ideologien des Judentums gar

keinen Einfluß¹² auf ihn ausgeübt hätten, sein Elternhaus in religiösen Fragen vollkommen gleichgültig gewesen sei. »Ich weiß nicht«, so Lukács in dem langen Gespräch mit István Eörsi über seine autobiographischen Aufzeichnungen, »ob ich schon jene Anekdote erzählt habe, dass mein Vater am Anfang der zionistischen Bewegung sagte, dass er bei Konstitution des jüdischen Staates Konsul in Budapest sein wolle.«¹³ Zwar findet hier zunächst die Anhänglichkeit des Vaters zu seiner Heimat, zu Budapest, vielleicht auch zu Ungarn, seinen Ausdruck. Aber zugleich wird deutlich, dass selbst jemand, der so wie er an Budapest hängt, im Falle der Gründung eines jüdischen Staates als Jude unweigerlich in ein Verhältnis zu diesem jüdischen Staat, genauer: in ein demonstrativ solidarisches, ja, im Falle der Familie Lukács gar repräsentatives Verhältnis treten müsse, keineswegs aus dieser Anforderung auf welche Weise auch immer ›entlassen‹ sei.

In gewisser Korrespondenz zu dieser Erfahrung eines von außen herantretenden ethischen Anspruchs stehen auch die frühen Leseerlebnisse, die Lukács an gleicher Stelle zu Protokoll gibt – und die, mittelbar, jene spezifische Topographie »Budapest« mitformen, von der aus sein Weg nach Deutschland führen wird:

Das erste Leseerlebnis beeinflusste mich, als ich neun Jahre alt war. Ich las damals die ungarische Prosaübersetzung der Ilias. Sie machte mir einen gewaltigen Eindruck, weil ich für Hektor Partei ergriff und nicht für Achilles. Zur selben Zeit las ich auch ›Der letzte Mohikaner‹. Beide Bücher hatten für mich große Bedeutung. Denn obwohl mein Vater ein sehr anständiger und ordentlicher Mensch war, vertrat er doch als Bankdirektor die Weltanschauung, daß das Kriterium richtigen Handelns der Erfolg sei. Ich lernte aus diesen beiden Büchern, daß der Erfolg kein Kriterium ist und daß ein Mensch dann richtig handelt, wenn er keinen Erfolg hat. Das kam in ›Der letzte Mohikaner‹ noch deutlicher zum Ausdruck als in der Ilias, weil jene Indianer vollkommen recht hatten, die unterdrückt und unterworfen waren, und nicht die Europäer. Dann lernten wir zu meinem Glück zuerst englisch und nicht französisch, wie das damals in Budapest üblich war. Mein Vater war ein großer Anglomane. So lasen wir Bücher wie beispielsweise die ›Shakespeare-Märchen‹, die mich mächtig beeindruckten. Außerdem lasen wir Mark Twains Romane: ›Tom Sawyer‹ und ›Huckleberry Finn‹. Diese Lektüre ließ mich die Existenz von Lebensidealen erkennen. Was in meinen ersten Leseerlebnissen nur als negative Erfahrung auftrat, zeigte sich hier in positiver Form, wie nämlich ein Mensch eigentlich leben sollte. Das Ideal meiner Kindheit war, dass der Mensch so leben müsste wie Tom Sawyer. Später beeinflusste mich auch Auerbachs Spinozroman, vor allem Spinozas Widerstand gegen die Religion und die religiöse Ethik.¹⁴

Was hier, nicht ohne leise Selbstironie, als eine durchaus alterstypische Erfahrung ins Bild tritt – die schwärmerische Identifikation mit sozialen Outlaws und die tief gefühlte Empörung über Ungerechtigkeiten in der Welt –, erhält durch

die Erwähnung von Berthold Auerbachs 1837 ersterschienem, zweibändigem Roman *Spinoza*¹⁵ einen spezifischen »jüdischen« Akzent. Zwar mochte der in Auerbachs Werk geschilderte Widerstand des jüdischen Intellektuellen gegen die Mächte jüdischer Tradition zunächst keinen Bezug zu Lukács' akkulturiertem, säkularem Elternhaus¹⁶ aufweisen. Wenn jedoch zutrifft, dass der jugendliche Lukács aus Protest gegen die Absicht seines Vaters, ihn Bankier werden zu lassen, »die Fotografie eines Onkels [...], der sich aus den Aktivitäten des Alltags zurückgezogen und sein Leben der Meditation und dem Auslegen des Talmud gewidmet hatte«, auf seinem Schreibtisch aufstellte,¹⁷ gerät Spinoza zur Figur weniger einer entschiedenen Distanzierung von der religiösen Tradition – die Lukács in seiner späten Erinnerung herausstreicht – als eher eines säkularisierten, »zeitgemäßen« Modus des *melamed*¹⁸, der – hoch umstritten, schließlich exkommuniziert – gleichwohl für ein europaweites Publikum schrieb.

Lukács' frühe Lektüren finden einige Jahre später eine folgenreiche, für das intellektuelle Budapest dieser Jahre charakteristische Fortsetzung: ein entwickeltes Interesse an allen künstlerischen, vor allem literarischen Formen der Kritik der Gegenwart und der lebhaften, intensiven Teilnahme an den Intellektuellen- und Künstlerrunden, die sich »allabendlich [...] im Kaffeehaus Baross«¹⁹ zusammenfanden. »Mit einem Wort«, so Lukács, »es begann eine umfassende Studienperiode, verbunden mit Lektüre und Aneignung theoretischer Werke. Als Ergebnis davon trat an die Stelle bloßer impressionistischer Kritik eine durch die deutsche Philosophie fundierte und zur Ästhetik tendierende Kritik. In dieser Zeit lernte ich unter den Philosophen Kant kennen und dann in der zeitgenössischen deutschen Philosophie die Werke Diltheys und Simmels.«²⁰

In der kulturgeschichtlichen Szene, die hier erkennbar wird, im Spezifischen dieser Topographie, die entscheiden wird über das intellektuelle Reiseziel Deutschland, zeichnet sich bereits etwas von jener Qualität des »Mitteleuropäischen« ab, die George Steiner in Lukács und seiner Arbeit erkannt hat. Sie ist beschreibbar als die zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort – hier: im Budapest der Jahre nach 1900 – existierende Möglichkeit, in deutscher Sprache derart über die Welt und die Misere der Menschen in ihr sprechen zu können, dass sich der Geltungsanspruch der in ihr artikulierten Fragen europäisch nennen durfte. Oder, in anderen Worten: Die nationalkulturellen Einhegungen, Funktionalisierungen und Implantationen, die die deutsche Sprache wie vielleicht keine andere europäische im Verlauf des 19. Jahrhunderts über sich hatte ergehen lassen müssen, hatten im kulturellen Raum des k.u.k.-Vielvölkerstaates – nicht zuletzt infolge repressiver Maßnahmen – nicht im gleichen Maße um sich greifen können wie in Preußen und den meisten der unter seiner politischen Vormacht stehenden deutschen Territorien. Dass in Deutsch in angemessener Weise über die Welt und den Menschen zu sprechen sei – und das heißt allemal: eben nicht nur »deutsch« zu sprechen, sondern eine

universale Sprache der Moderne zu verwenden –, diese Überzeugung hatte bei vielen Juden Mittel- und Ostmitteleuropas seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine besondere Heimstätte gefunden. Im Budapest der Jahrhundertwende, in Kindheit und Jugend von Georg Lukács treffen diese beiden Momente zusammen: der besondere Raum, den die politischen Rahmenbedingungen der Donaumonarchie der deutschen Sprache teils zugewiesen, teils bewahrt hatten, und die Emphase, das Vertrauen, ja, zuweilen die Zuwendung wie zu einem Religionsersatz, wie Aharon Appelfeld einmal bemerkte,²¹ die viele akkulturierte Juden der deutschen Sprache entgegenbrachten. Für Georg Lukács, der ab seinem Berliner Wintersemester 1909/10 fortan meist Deutsch publizieren wird, wird diese Sprache das zentrale Idiom seiner intellektuellen Arbeit bleiben – bis hin zu seinen autobiographischen Notizen, angefertigt in Budapest wenige Monate vor seinem Tod 1971. Der Richtungszeiger dieser Topographie – einer aus k.u.k.- und jüdischen Bildungstraditionen gespeisten Orientierung auf eine europäische Intellektualität deutscher Sprache – schien – und war damals für viele – eindeutig: Er wies auf Wien. Doch Lukács entschied sich anders.

II. Es macht paradoxerweise nicht das Geringste der Europäizität der kulturellen Topographie »Budapest« aus, ja, markiert sie vielmehr, dass sie ihre Söhne – und noch kaum Töchter – eben dazu disponierte, ihre genuine historische Heimstätte – das österreichisch-ungarische Imperium – zu verlassen und Orte auf der Karte wissenschaftlicher Forschung und Lehre in deutscher Sprache aufzusuchen, denen das Multi- und Transnationale sehr viel weniger sichtbar eingeschrieben schien. Das Interesse Lukács' bereits in den Runden des Kaffeehauses Baross an der zeitgenössischen deutschen Philosophie – er nennt ausdrücklich die Namen Dilthey und Simmel – deutet exemplarisch auf die eminente Ausstrahlung Berlins und seiner Universität als einem intellektuellen Zentrum vor dem Ersten Weltkrieg, das in sehr viel pointierterer Weise als die Alma mater Wiens neue Tendenzen und Strömungen aufnahm und auch personell repräsentierte. Die Orientierung zunächst auf Georg Simmel in Berlin, bald darauf auf Max Weber in Heidelberg, auf intellektuelle Schulen jenseits der Reichsgrenzen der Donaumonarchie, wurde zudem flankiert von einer radikalen Ablehnung der österreichisch-ungarischen Gesellschaft und ihrer politischen Verfasstheit durch Lukács, der von vielen seiner Generationsangehörigen geteilten Auffassung vom durch und durch Anachronistischen der Donaumonarchie und ihrer politischen und sozialen Realitäten. Intellektuelle, wissenschaftliche Entwicklungen fanden – in dieser Perspektive – woanders statt, in gesellschaftlichen Kontexten, die ihrerseits neuen Tendenzen größeren Raum zur Entfaltung zu lassen schienen. Jene Darstellungen und Selbstdarstellungen, denen zufolge Lukács' Entscheidung, der akademischen Avantgarde im Schnittfeld von Kultur und Soziologie möglichst nahe zu kommen, von ihnen unmittelbar zu lernen, für die Wahl

seiner Studienorte verantwortlich war, erscheinen durchaus glaubhaft, nicht nur, weil sie einer sehr alten Tradition folgen. Die Bedeutung des internationalen Renommées einzelner Wissenschaftler-Persönlichkeiten für Lukács' Wahl seiner Studienorte klingt auch durch im Gespräch mit Eörsi, in dem dieser – leider recht ungenau – nach Lukács' Studium fragt. Diese Passage, in der die einstige Selbstverständlichkeit des Grenzübertritts aus akademischen Gründen – in anderen Worten: die einstige Integrität des mitteleuropäischen Wissenschaftsraums deutscher Sprache – durchscheint, enthält zugleich einen ironischen Seitenhieb Lukács' auf gewisse Züge des deutschen philologischen Betriebs der Zeit:

Interviewer: »Wo haben Sie die Universität besucht?« – Lukács: »Zuerst besuchte ich die Philosophische Fakultät in Budapest. Einmal ging ich für ein Semester nach Berlin. Ein zweites Mal verbrachte ich dort eine kürzere Zeitspanne. Aber vor 1911 hielt ich mich nicht für längere Zeit im Ausland auf.« – Interviewer: »Als Sie zum erstenmal ins Ausland gingen, haben Sie sich damals gleich dem Kreis um Weber angeschlossen?« – Lukács: »Ich wollte ein deutscher Literaturhistoriker werden. Ich ging mit dem naiven Glauben ins Ausland, daß diese Literaturhistoriker die Dinge tatsächlich in Bewegung bringen. Ich möchte hierzu eine Anekdote erzählen, weil es sozusagen für mein Leben von entscheidender Bedeutung war, daß da draußen gerade von der Augenfarbe der Lotte aus dem ›Werther‹ die Rede war. Im ›Werther‹ habe Lotte blaue Augen gehabt, in Wirklichkeit seien ihre Augen aber schwarz gewesen. Darüber hatte jemand einen großen Aufsatz geschrieben. Ich sah darin die Verkörperung dessen, was Hatvany die ›Wissenschaft des Nicht-Wissenswerten‹ nennt.« – Interviewer: »Das hat bei Ihnen offensichtlich eine große Ernüchterung verursacht.« – Lukács: »Das verursachte bei mir keine so große Ernüchterung, weil ich die unteren Stufen der Ernüchterung schon längst hinter mir hatte. Eigentlich wurde dadurch eine Entwicklung abgeschlossen, in deren Verlauf ich von der Literaturgeschichte abgefallen bin.« – Interviewer: »Und dann begann eine Neuorientierung ...?« – Lukács: »... in Richtung Philosophie. Damals begann Simmels und später Webers Einfluß.«²²

Diese Phase einer fortgesetzten Ernüchterung muss allerdings recht kurz gewesen oder aber schon vor seiner Berliner Zeit ausgelöst worden sein, besuchte Lukács doch schon in seinem ersten Semester in Berlin, im Winter 1909/10, Veranstaltungen von Georg Simmel, dessen Einfluss auf seine eigene Arbeit er noch Jahrzehnte später ausdrücklich würdigt und als »dessen persönlichen Schüler«²³ er sich bezeichnete. Ernst Bloch, der bei Simmel studierte und den Lukács in Budapest – nach eigenen Angaben 1910, also nach seinem ersten Berlin-Aufenthalt – kennen lernte,²⁴ scheint eine gewisse Brückenfunktion zu Heidelberg gebildet zu haben, lebte Bloch doch dort in diesen Jahren, und er mag Lukács mit dazu motiviert haben, zwischen 1913 und 1917 regelmäßig Heidelberg aufzusuchen, wo Lukács neben Emil Lask und Karl Jaspers – der ihm, damit er der Einberufung in den Ersten Weltkrieg entginge, ein fingiertes

Gesundheitszeugnis ausstellte²⁵ – vor allem Max Weber kennen lernte, dessen Wirkung auf seine Arbeit Lukács selbst höher einschätzte als die Simmels.²⁶

Es ist hier nicht der Ort, den eminenten Einfluss, den die Arbeiten Simmels und Webers auf Lukács' philosophische sowie literaturhistorische und -theoretische Entwürfe und Darstellungen ausgeübt haben, nachzuzeichnen. Für eine wissens- und wissenschaftssoziologische Perspektive mag fast entscheidender sein, dass sein Verfasser diesen Einfluss stets einbekannt und sein Publikum ihn meist wahrgenommen hat. Für die Seite des Verfassers mag hier die geradezu diktum-förmige Formulierung aus seiner Spätzeit stehen: »Formende Einflüsse erhielt ich [...] in erster Linie aus der deutschen Philosophie. Die Wirkung der deutschen Philosophie hielt mein ganzes Leben lang an.«²⁷ Man wird in diesen Sätzen nicht nur die eigene Lektüre-Arbeit, sondern auch den direkten Umgang mit den großen Lehrgestalten in Berlin und Heidelberg heraushören dürfen.

Die Kontakte, die Lukács in Berlin und Heidelberg spann, bildeten den Grundstock seines persönlichen internationalen Netzwerks aus Wissenschaftlern, das, als Bestandteil einer seit jeher international ausgerichteten *scientific community*, auf gegenseitigem Respekt nicht notwendigerweise vor der fachlichen Expertise, sondern auch vor der Stellung im universitären Leben beruhte. So bedeutungsvoll dieses Netzwerk für Lukács auch werden und bleiben sollte, so sehr bot es den Gegnern des ungarischen Wissenschaftlers auch Gelegenheit, nach ihnen missliebigen Persönlichkeiten an den Rändern dieses Netzwerkes Ausschau zu halten und ›belastende‹ Beziehungen zu konstruieren. Noch 1966 sah sich Lukács veranlasst, geradezu kommuniké-förmig, mit durchnummerierten ›Richtigstellungen‹, zu versichern, dass er in seiner Heidelberger Zeit weder zum George-Kreis noch zu Friedrich Gundolf ernstzunehmende Kontakte gepflegt habe. »Zwischen Gundolf und mir bestand ein kalt-höflicher Verkehr; mehr auf Wunsch des Ehepaars Weber, das mit uns beiden befreundet war, als den beiderseitigen Neigungen folgend.«²⁸ Ungeachtet der Substanz der hier zu Protokoll gegebenen Aussage und ihrer Motive, wirft das Zeugnis Licht darauf, in wie hohem Maß Verbindungen, wie Lukács sie beispielsweise zu Simmel, Weber, Bloch, Emil Lask aufzubauen vermocht hat, sich unweigerlich überschneiden konnten mit Kreisen und personellen Kontakten, die – wie im Rückblick wohl deutlicher erkennbar ist als in der Verlaufszeit – durch krassste Differenzen voneinander geschieden waren. Wie wichtig eine gewisse gegenseitige Anteilnahme über diese Abgründe hinweg sein konnte, sollte sich für Lukács nur wenige Jahre später erweisen.

Als Lukács 1917 von seinen Studien in Berlin und Heidelberg nach Budapest zurückkehrt und mit Vorlesungen an der u.a. von Karl Mannheim ins Leben gerufenen »Freischule der Geisteswissenschaften« mitwirkt, füllt er zunächst die Rolle des international vernetzten Wissenschaftlers auch in der Hinsicht aus, dass er die jenseits der Grenzen erworbenen Kenntnisse Studierenden seines

Herkunftslandes zugänglich macht, dadurch diesen selbst die zunächst noch ideelle Teilhabe an der internationalen *scientific community* ermöglicht und sie zugleich für eine eigene, grenzüberschreitende Mobilität im Dienst der Wissenschaft zu disponieren beginnt. Tatsächlich jedoch ebnet Lukács mit seinem Eintritt in die kommunistische Partei Ungarns im Dezember 1918 einem Modus des Transfers von Wissen den Weg, den die Statuten der deutschen Universitäten nicht kannten: die Einspeisung der an den wissenschaftlichen Instituten erarbeiteten Einsichten und Erkenntnisse in die internationale Arbeiterbewegung.

Spätestens mit der Ernennung von Lukács zum Volkskommissar für das Unterrichtswesen in der Räteregierung unter Béla Kun war entschieden, dass Lukács das von ihm Erlernte nicht vorzüglich als Lehrender an den akademischen Bildungsanstalten seines Heimatlandes tradieren wollte, sondern über Funktionen in jener revolutionären Bewegung, die nach der Russischen Oktoberrevolution eine Zäsur in der Weltgeschichte, zumal in der Geschichte Europas, gesetzt zu haben schien. In wie hohem Maß jedoch das erweiterte Netzwerk der Studienjahre in Deutschland, die *scientific community*, letztlich ihr *impact* auf die »gebildete Welt«, selbst jetzt noch trug, wurde deutlich, als Lukács nach der brutalen Niederschlagung der Räterepublik durch Horthy – 5000 Revolutionäre wurden hingerichtet, 75.000 inhaftiert, 100.000 mussten exilieren²⁹ – und einer kurzen Zeit im Untergrund nach Wien flüchtete. Als er schon kurz darauf verhaftet wurde und seine Auslieferung an das Horthy-Regime drohte, erinnerten sich namhafte Repräsentanten des deutschsprachigen kulturellen Lebens an Lukács – unter ihnen Richard Beer-Hofmann, Richard Dehmel, Maximilian Harden, Alfred Kerr, Heinrich und Thomas Mann – und publizierten in zahlreichen deutschen Zeitungen³⁰ einen Aufruf »zur Rettung von Georg Lukács«. Sein Wortlaut verdeutlicht, welche Zuschreibungen *auch* einen netzwerkförmigen Zusammenhang hatten begründen oder doch wenigstens befristet aufrufen können:

Nicht der Politiker, der Mensch und Denker Georg v. Lukács soll verteidigt werden. Einst hatte er die Verlockungen des verwöhnten Lebens, das sein mitgeborenes Teil war, hingegeben für das Amt des verantwortungsvollen, einsamen Denkens. Als er sich der Politik zuwandte, hat er sein Teuerstes, seine Denkfreiheit, geopfert dem Werk des Reformators, das er zu vollbringen meinte. Von Österreich, wo er unter Aufsicht gehalten wird, fordert die ungarische Regierung seine Auslieferung: er soll die Ermordung politischer Gegner veranlaßt haben. Nur verblendeter Haß kann die Beschuldigung glauben. Lukács' Rettung ist keine Parteisache. Pflicht ist es allen, die im persönlichen Verkehr seine menschliche Reinheit erfahren, und den vielen, die die hochgestimmte Geistigkeit seiner philosophisch-ästhetischen Bücher bewundern, gegen die Auslieferung zu protestieren.³¹

Die Unterzeichner des Aufrufs künden vom Vermögen der *scientific community*, eine erweiterte kulturelle Öffentlichkeit zu erreichen und zu mobilisieren. Sein Wortlaut legt offen, dass beide Netzwerke über politische Entscheidungen ihrer Mitglieder unter Umständen hinwegzusehen fähig waren, wenn nur das intellektuelle Format stimmte. Im Herbst 1919 erlangten diese komplexen Verbindungen existentielle Bedeutung für Georg Lukács: Die Petition bewirkt seine Freilassung durch die österreichischen Behörden.³² Die Wiener Polizei, die »damals selbst noch nicht wusste, wer wir waren, flüchtige Mörder oder künftige Minister«³³, hält sich künftighin gegenüber dem ungarischen Exilanten zurück.

Derselbe öffentliche Appell unterstreicht zugleich, dass Georg Lukács zum Zeitpunkt, da die Petitionen »die hochgestimmte Geistigkeit seiner philosophisch-ästhetischen Bücher« in die Waagschale warfen, das Netzwerk der europäischen Hochschullandschaft mit radikaler Entschiedenheit zu ersetzen begonnen hatte durch eine andere Infrastruktur seines systematischen Wissenstransfers: durch die zahlreichen Gliederungen der kommunistischen Organisationen in Europa.

III. Die bedrückende Geschichte des Kommunismus in Europa nicht erst seit Stalin, das belastete Bild des realen Sozialismus, wie es sich vor allem für viele Westdeutsche nach 1949 in der Deutschen Demokratischen Republik präsentierte, aber auch manche Regung des Abrechnungs-Triumphalismus nach 1989/90 haben dazu beigetragen zu vergessen, in wie hohem Maß das System der kommunistischen Parteien und ihrer zahlreichen Unterorganisationen vor allem bis 1933 eine mit großer Professionalität aufgebaute, programmatisch internationale Infrastruktur des Wissenstransfers gebildet hatte. Die genaue Einsicht in ihre repressiven Merkmale, ihre schon damals für viele ihrer Mitglieder unerträglichen Einhegungsversuche ernstlich unabhängiger intellektueller Arbeit – eine Erfahrung, aus der sich beispielsweise die Gründung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung gespeist hat – ändern nichts daran, dass die in ganz Europa existenten Gliederungen der kommunistischen Bewegung ein äußerst konkretes und – mit positiven wie negativen Folgen – effektives Netzwerk des Wissenstransfers gebildet haben, eines freilich sehr spezifischen Wissens, das auf zahlreiche Intellektuelle und Künstler der Jahre nach 1918 eine enorme Anziehungskraft ausübte. Lukács' Werdegang seit 1918/19 zeigt, dass die Orientierung auf eine intellektuelle Avantgarde und den behutsamen Aufbau eines ihr analogen persönlichen Netzwerkes aus akademischen Repräsentanten abgelöst wird durch das ungleich größere, in vieler Hinsicht robustere, intellektuell aber äußerst kostspielige Netzwerk der kommunistischen Bewegung in Europa. Ihr Preis oder – wie Lukács beziehungsvoll formuliert – ihre »Eintrittskarte«³⁴ bestand in der wiederholten Unterwerfung unter die aktuell dominante Parteilinie.

Aamir Mufti hat kürzlich von »Lukács' well-known and intriguing declaration that his Party membership card was his ticket into history« geschrieben und die

Formulierung in den Zusammenhang von Lukács' Versuch gerückt, »to explain his own momentous decision to stay loyal to the Party during the Stalinist purges, and to disavow his own neo-Marxist writings«, als Bestandteil »of the Party intellectual's struggle for survival in the face of the whims of the apparatchik«. ³⁵ Tatsächlich wächst, was zunächst als sachliche Unschärfe erscheint, historische Präzision zu. Zwar hat Lukács mit der Wendung von der »Eintrittskarte« nicht seine Entscheidung für die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei im Dezember 1918 kommentiert, sondern seine Distanzierungen von seinen sogenannten *Blum-Thesen* (1928) 1929 sowie von seinem 1923 erschienenen Buch *Geschichte und Klassenbewußtsein* 1933/34. In seinem Vorwort zur Neuauflage beider Texte 1967 bezeichnet er die erste Selbstkritik als »Eintrittskarte« zu dem vom Parteikommunismus organisierten »Kampf gegen den nahenden Faschismus« ³⁶, die zweite Selbstkritik als »Eintrittskarte« zum »Partisanenkampf gegen offizielle und halboffizielle Theorien der Literatur« ³⁷ innerhalb der Partei. Im Rückblick auf Lukács' Vita – zu dem er selbst wiederholt (und mehrfach gezwungenermaßen) Gelegenheit hatte – verschmilzt jedoch die subjektgeschichtlich verbindliche, nicht wirklich revidierbare Entscheidung zur Teilnahme an der kommunistischen Weltbewegung untrennbar mit der Bereitschaft, intellektuelle Bevormundung, auch Erniedrigung, in Kauf zu nehmen. Die unerschütterliche Überzeugung, nur als Mitglied einer kommunistischen Partei an der Geschichte teilnehmen, als eines ihrer *Subjekte* an ihr teilhaben zu können, schloss gleichsam immanent ein, was auch immer solcher Mitgliedschaft entgegenstehen mochte, anzupassen und einzuebnen. Dem eigenständigen und selbstbewussten Intellektuellen geriet so die Anpassung zur charakteristischen Vorbedingung, die Selbstkritik und Selbstdistanzierung zur »Eintrittskarte«.

Die von Lukács gewählte Formel weist eine nicht nur nicht verdeckte, sondern für geübte Leser geradezu signalförmige Analogie zu einem der vielleicht berühmtesten Aphorismen aus der Geschichte des europäischen Judentums auf – zu Heinrich Heines Notiz »Der Taufzettel ist das Entrébillett zur europäischen Kultur«. ³⁸ Diese Analogie ist nicht unbemerkt geblieben. ³⁹ Sie verweist zunächst allgemein darauf, dass Lukács – wie schon am Beispiel von Auerbachs *Spinoza-Roman* – der Geschichte der europäischen Juden und ihrer intellektuellen und künstlerischen Produktivität wiederholt Muster abliest, die auch für seine eigene, aktuelle Lage in einem Europa nach der Oktoberrevolution analytische Kraft beanspruchen zu können scheinen. Eine solche analytische Deutung von Lukács' Formel im Horizont von Heines Aphorismus erkennt dreierlei. An die Stelle einstiger europäischer Kultur ist die bewusste Teilhabe am kommunistischen Kampf getreten, einer Inbesitznahme der subjektiven Stelle im Weltprozess, in denen allein das Erbe europäischer Kultur noch bewahrt, genauer: aufgehoben werden kann. Der Zwang zur Taufe, die Preisgabe »ungeschichtlicher« Partikularität ist ersetzt durch den Eintritt in die Partei und

die Unterwerfung unter ihre Direktiven, die Preisgabe ›bürgerlicher‹ Autonomie und dessen, was Thomas Mann, Alfred Kerr und andere 1919 »Denkfreiheit«⁴⁰ genannt hatten. Drittens schließlich mag – in einer Art Bilanzierung der zuvor angeführten zwei Sachverhalte – im Intellektuellen, der sich der Partei unterwirft, jene genuine, ›moderne‹ Repräsentation der spezifischen geschichtlichen Stunde im Weltprozess erkannt werden, die der konvertierte Jude zu Heines Zeiten gebildet hatte.

Lukács' Heine-Essay von 1935, in dem Heines »Judentum« nur in einer Nebenbemerkung über »antisemitische Kritiker und zionistische Verteidiger«⁴¹ des Schriftstellers thematisch wird, mag nominell solche Deutung unterstützen. Genauere Lektüre des Aufsatzes modifiziert diese Wahrnehmung jedoch. Nicht nur konnte dem Heine-Kenner die Erfahrung des Anpassungsdrucks, ja, womöglich die Scham über die Unfähigkeit, diesem Druck zu widerstehen, an denen Heines Bemerkung trägt, in anderen Worten: die ganze komplizierte *Nachgeschichte* von Heines Konversion, unmöglich verborgen geblieben sein. Vor allem ist es jedoch die explizite Charakterisierung des Schriftstellers in seinem Aufsatz *Heinrich Heine als nationaler Dichter*, die auf Lukács' subversiv-dissidente Funktionalisierung des Heineschen Aphorismus in seiner eigenen Formel von der »Eintrittskarte« deutet. Denn wenn Lukács wiederholt darauf hinweist, »daß Heine trotz seiner verschiedentlich gelungenen und mißlungenen Kompromißversuche doch in der *Grundlinie* seiner schriftstellerischen Tätigkeit einen klugen und unnachsichtigen Kampf [...] geführt hat«,⁴² und dass »die Feststellung der Schwankungen und Kompromisse Heines [...] bei der Beurteilung der Grundlinie seiner publizistischen Tätigkeit nicht zu Konzessionen an die zeitgenössischen kleinbürgerlichen Kritiker führen«⁴³ dürfe, dann wird hier am Beispiel eines der bedeutendsten Schriftsteller deutscher Sprache für eine Haltung um Verständnis geworben, die dem Verfasser des Essays selbst wiederholt vorgeworfen wurde. »Alle diese Schwankungen spielen sich im selben Rahmen ab. Heine ist der letzte große Dichter des Bürgertums, in dem sich alle Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung zum Versuch der Schaffung eines einheitlichen und alles umfassenden Weltbildes vereinigen, in dem noch die lebendige Erinnerung an die Verpflichtungen der bürgerlichen Intelligenz als ideologischer Führerin der gesamtgesellschaftlichen revolutionären Bewegung lebendig geblieben ist«⁴⁴ – das ist nahezu unverhüllt autobiographisch gesprochen. In dem Maße jedoch, in dem Lukács in Heines Leben und Werk vorgezeichnet sah, was zentrale Herausforderungen auch für einen Intellektuellen im 20. Jahrhundert ausmachten, ist seiner Formel von der »Eintrittskarte [...] in den Kampf« zugleich jene ›jüdische‹, d.h. hier: immer wieder neu prekäre Erfahrung mit der Konversion eingeschrieben, die einer parteikonformen Lektüre durchaus zu überlesen aufgegeben war.

Georg Lukács' Eintritt in die kommunistische Partei konnte sich daher als

Aktualisierung der ihr gegenüber gleichsam altmodisch anmutenden Europäizität der *scientific community* in zweierlei Hinsicht begreifen: zum einen als Konsequenz aus dem Internationalismus, in den die Perspektive des historischen Materialismus notwendig mündete, zum andern als zeitgenössische, wenn auch nur wenigen in allen seinen Attributen einsichtigen Fortschritt einer jüdischen Europäizität, der sich schon Heine verpflichtet gefühlt hatte. Mit dem Eintritt in die kommunistische Weltbewegung traf Lukács darüber hinaus auf einen Sachverhalt, der eine eigentümliche Parallele zur gleichsam vormodern-transnationalen Sprachpraxis im k.u.k-Reich bildete: Denn das Deutsche war »bis in die dreißiger Jahre die *lingua franca* des europäischen Sozialismus.«⁴⁵

Auch wenn die Virulenz des einmal im Netzwerk der »alteuropäischen« *scientific community* erworbenen Rufes nicht plötzlich erstarb, sondern – mit Schwankungen – letztlich bis zu Lukács' Tod anhielt, setzte er selbst doch zunehmend explizit auf das andere, das neue Netzwerk der kommunistischen Organisationen. Beispielhaft für diesen Wechsel steht der geplante, schließlich nicht erfolgte Ruf auf eine Professur nach Jena 1923. In dem großen Interview mit Eörsi fragt dieser: »Wodurch wurde die Jenaer Professur vereitelt?« Lukács gibt hier keineswegs an, dass etwa jenes ältere Netzwerk, das auf seinem wissenschaftlichen Renommee beruhte, Schaden genommen oder gar eine konservativere Fraktion der *scientific community* gegen ihn obsiegt hätte; seine Antwort lautet vielmehr: »Weil es in Sachsen und Thüringen eine Koalition zwischen linken Sozialdemokraten und Kommunisten gab, die aber infolge des Drucks, der auf die sozialdemokratische Linke ausgeübt wurde, platzte. Die Sozialdemokraten nahmen Sachsen und Thüringen in Besitz, und dadurch war es mit der Möglichkeit vorbei, an der Jenaer und Leipziger Universität [...] Reformen durchzuführen.«⁴⁶ Zwar scheint sich die Machtfixierung der hier artikulierten Haltung zunächst nicht kategorial zu unterscheiden von der Berufungspraxis im Alltag »bürgerlicher« Wissenschaftspolitik. Im Kontext der intellektuellen Biographie von Georg Lukács wird an einer Stelle wie dieser jedoch vor allem seine Entscheidung deutlich, den beabsichtigten Wissenstransfer an die Organisationen der kommunistischen Parteien und ihren unmittelbaren politischen Einfluss zu knüpfen. Damit war zwingend ein Moment verbunden, das diesen wie keinen anderen – auch nicht denen der »bürgerlichen« *scientific community* – eignete: der emphatisch internationale Anspruch. Lukács war er von Haus aus vertraut; der kommunistischen Bewegung war er – bei allen Einschränkungen durch Stalins Politik des »Sozialismus in einem Land« – immanent.

Diese Internationalität bildete sich ab in den Funktionen, die Lukács seit Beginn der 1920er Jahre übernommen, den Aufgaben, die er seither zu erfüllen versucht hatte. Als führendes Mitglied der KP Ungarns, leitender Redakteur der Zeitschrift *Kommunismus*, Delegierter auf den Weltkongressen der Komintern in Moskau, Mitarbeiter des Marx-Engels-Lenin-Instituts unter Rjazanow, Vorsit-

zender der Berliner Ortsgruppe des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, Vortragender des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, Beiträger der *Linkskurve*: Österreich, Ungarn (dort illegal), die Sowjetunion und Deutschland bildeten bis 1933 die Zentren seiner regen Aktivitäten. Wer in den Abrissen und Quellen seiner Biographie blättert, kann beobachten, wie sich dabei die verschiedenen kulturellen Infrastrukturen, an denen er teilhat – nicht selten durchaus konfliktiv – überschneiden. Einer der vielen gefährlichen Angriffe seitens der stalinistischen Nomenklatur – hier durch Grigorij Sinowjew auf dem Moskauer Komintern-Kongress von 1924 – lautete so:

Wir wollen diese Ultralinken nicht aufkommen lassen, einen theoretischen Revisionismus, der sich breit macht, der eine internationale Erscheinung ist. Wenn in Italien der Genosse Graziadei mit einem Buch auftritt, in dem er seine alten Artikel veröffentlicht, die er zu einer Zeit geschrieben hat, als er noch Sozialdemokrat und Revisionist war, und in denen er sich gegen den Marxismus wendet, so kann dieser theoretische Revisionismus bei uns nicht straflos vor sich gehen. Wenn der ungarische Genosse G. Lukács dasselbe auf philosophischem und soziologischem Gebiete tut, werden wir es auch nicht dulden. Ich habe einen Brief des Genossen Rudas, eines Führers der Fraktion, zu der Lukács gehört, erhalten. Er erklärt, dass er die Absicht hatte, gegen den Revisionisten Lukács aufzutreten. Als die Fraktion ihm das verbot, ist er aus ihr ausgetreten, weil er den Marxismus nicht verwässern lassen will. Bravo, Rudas! Wir haben eine gleiche Strömung in der deutschen Partei. Genosse Graziadei ist Professor, Korsch ist auch Professor (Zwischenruf: Lukács ist ebenfalls Professor!). Wenn noch einige solche Professoren kommen und ihre marxistischen Theorien verzapfen, dann wird es schlimm um die Sache bestellt sein. Einen solchen theoretischen Revisionismus können wir in unserer Kommunistischen Internationale nicht ungestraft dulden.⁴⁷

Dieser heute vielleicht in der Form, leider aber nicht im Impetus altmodisch wirkende Ausdruck eines aggressiven Anti-Intellektualismus darf über die Gefahr, die damals mit ihm verbunden war, nicht hinwegtäuschen. Die Passage gibt aber darüber hinaus noch einen weiteren Hinweis: auf das populäre Image des Professoren-Standes, das ganz entscheidend ein Produkt der weltberühmten deutschen Hochschullandschaft war. Der Professor als von den Realitäten des sozialen Alltags abgewandter, von der Gesellschaft in hinreichend komfortable Existenzbedingungen gesetzter Grübler, dem es gegebenenfalls an hochmütiger Arroganz gegen Einrede von außen nicht mangelt – dieses Image hat bekanntlich bis in die Gegenwart überlebt.⁴⁸ Lukács' unabweisbare Mitgliedschaft in der mitteleuropäischen *scientific community* bescherte der kommunistischen Bewegung zwar Expertise von Weltrang, war aber bei Bedarf durchaus auch einsetzbar als disziplinierendes Stigma. Nicht nur der Aufruf von Thomas Mann und anderen gegen seine Auslieferung an das Horthy-Regime 1919 hatte vor Augen geführt,

wie unverzichtbar dieses andere Netzwerk einer kulturellen Öffentlichkeit auch für die Interessen der kommunistischen Bewegung sein konnte. Auch seine Bewegungsfreiheit im Berlin vor 1933 führte Lukács auf sein internationales Renommee als wissenschaftlicher Autor zurück. Auf Eörsis Frage »... und die Lage wurde auch nicht dadurch erschwert, dass Sie ein emigrierter Kommunist waren [...]?« antwortete er: »Bevor Hitler kam, spielte das keine Rolle. Ich weiß nicht, ob das auch bei anderen so gewesen wäre. Aber ich war ein ziemlich bekannter deutscher Schriftsteller – und das sage ich jetzt nicht in kommunistischem Sinne –, ich war ein Schriftsteller, über den Thomas Mann und andere schrieben. Also, ich gehörte zur sogenannten schriftstellerischen Elite. So hat man es dann toleriert, dass ich Kommunist war.«⁴⁹ Nicht ohne Stolz unterstreicht Lukács hier ein persönliches Prestige, um dessen Bedeutung – als veritable Teilhabe an einer konkreten sozialen Vernetzung – er genau wusste. Sinowjews parteiöffentliche Diskriminierung des Professorenstandes zielte wohl nicht nur auf einen disziplinierend-plakativen Hinweis auf seine soziale Distanz zu den »Massen« – sie konnte auch als desillusionierende Warnung davor verstanden werden, im Fall des Falles womöglich Zuflucht in der internationalen *scientific community* zu suchen.

Wie sehr selbst, ja, vielleicht gerade im kommunistischen Milieu der 30er Jahre unter dem Internationalismus der Partei immer wieder einmal die – deutlich ältere – Europäizität des Judentums durchscheinen konnte, legt eine kurze Bemerkung von Lukács in seinem Gespräch mit István Eörsi über seine autobiographischen Aufzeichnungen offen. In seinen eingehenden Erörterungen über die Fraktionskämpfe innerhalb der KPU und zwischen KPU und Komintern sagt Lukács einmal: »Kun war in der Internationale, wie man damals zu sagen pflegte, Sinowjews Schammes, und Sinowjew unterstützte Kun in allem.«⁵⁰ Der jiddische Ausdruck für Synagogendiener in Verbindung mit der Formel »wie man damals zu sagen pflegte« erinnert – gerade durch seine Beiläufigkeit umso eindrücklicher – daran, in wie nennenswerter Zahl europäische Juden in die kommunistische Bewegung gefunden hatten und sehr viel ältere infrastrukturelle Gemeinsamkeiten – hier: einzelne Wendungen ihrer Sprachen – in den Alltag ihres neuen Netzwerks einzutragen vermocht hatten.⁵¹ Dieser Zusammenhang war – 1971, zum Zeitpunkt der Lukács-Äußerung – mit seinen Sprechern durch Holocaust und Stalinismus nahezu vollständig ausgelöscht.

Selbst im sowjetischen Exil ab 1933 suchte Lukács – obwohl er annähernd kein Russisch las und sprach⁵² – seine an der Weltliteratur und den deutschen Philosophen erarbeiteten Einsichten der kommunistischen Bewegung nutzbar zu machen, Wissenstransfer in Zeiten des europäischen Faschismus zu leisten. Seine Mitarbeit an der Zeitschrift *Internationale Literatur* und vor allem seine Beiträge zur Realismus-Kontroverse legen davon beredete Zeugnisse ab. Doch erst mit der Rückkehr nach Ungarn 1944 und der Übernahme einer Professur für

Ästhetik und Kulturphilosophie an der Universität Budapest scheint erstmals nach seinen Studien in Berlin und Heidelberg erneut jene konventionelle akademische Struktur gegeben, die die Tradierung des an deutschen Universitäten erlangten Wissens an Studierende seines Herkunftslandes erlaubt. Für kurze Zeit schienen die Netzwerke des akademischen Lebens und der kommunistischen Organisationen – in einer wohl unauflöslich problematischen Verbindung – zusammenzugehen. Als wie wenig ›rein akademisch‹ Lukács auch als Ordinarius seine Lehre begriff, geht unweigerlich hervor aus seiner Rolle im Petöfi-Kreis und in der Regierung Nagy; Fritz J. Raddatz nennt ihn in seiner Lukács-Biographie den ›intellektuellen Führer des ungarischen ›Aufstands‹.⁵³ So verstandener Transfer – gleichsam als gelebte Europäizität eines Intellektuellen in einem Europa nach 1945 – war nach der Niederschlagung des Aufstands nicht mehr möglich; nur in weitgehender Zurückgezogenheit konnte Lukács fortan noch seine Studien fortsetzen. Von der internationalen *scientific community* noch hier und da erinnert, stand ihm das Netzwerk kommunistischer Organisationen zur Vermittlung seines Wissens nur noch sehr eingeschränkt, in Bruchstücken zur Verfügung.

Hinzu kam, dass in dem, was jetzt noch entstand, Lukács sich nicht mehr – wenn man George Steiner glauben kann – in altvertrauter Weise auf die zwei Hauptstützen seiner intellektuellen Arbeit verlassen konnte: die Vitalität der deutschen Sprache und das unerschöpfliche Potential der deutschen Philosophie. In seinem Lukács-Portrait von 1960 schreibt Steiner: »Lukács' Hauptsprache ist das Deutsche, seine Anwendung dieser Sprache aber ist brüchig und abstoßend geworden. Seine Ausdrucksweise ist die des Exils, sie hat die Gewohnheiten der lebendigen Umgangssprache verloren. Mehr noch: Lukács' ganzer Tonfall, der inbrünstige Tenor seiner Schau ist das Abbild der Verbannung.«⁵⁴ Und über *Die Eigenart des Ästhetischen* notiert Steiner in seiner Rezension von 1964: »Es leidet unter einem Zwangserguß von Worten. Die Aufmerksamkeit geht unter in der Flut des Gedruckten. Da hat die deutsche Tradition der philosophischen Überfülle und des erschöpfenden krönenden Werkes ihre Spuren hinterlassen.«⁵⁵ Gleich, ob diese Einschätzungen gerechtfertigt sind oder nicht, werfen sie allemal die Frage auf, ob und ggf. inwiefern ›deutsche Schule‹, akademische Bildungserfahrungen an deutschen Universitäten die ihnen gern zugeschriebene, aber auch vielfach belegte eminente Produktivität an außerdeutschen Wirkungsstätten – gleichsam als *eine* unter vielen Keimzellen intellektueller Europäizität – nur unter bestimmten Bedingungen tatsächlich zu entfalten vermögen, ja, sich unter bestimmten Umständen verkehren können, wie Steiner andeutet, zu Belastungen, zu Hypotheken des Denkens in Zeiten, die wenig noch gemein haben mit jenen der deutschen Lehrer.

1996, als Lukács schon lange in deutscher Forschung und Lehre keine wahrnehmbare Rolle mehr spielte, erscheint in *Sinn und Form* ein langes Gespräch,

in dem George Steiner von einer Begegnung mit dem europäischen Gelehrten im Jahr 1957⁵⁶ berichtet:

In Lukács' Zimmer sein hieß, sich in einem Sturmzentrum unseres Jahrhunderts aufhalten. Als ich bei ihm in Budapest war, stand er unter Hausarrest. Ich war jung und unglaublich sentimental, und als ich gehen musste, hatte ich Tränen in den Augen: Er stand unter Hausarrest, und ich kehrte zurück in die Geborgenheit und Behaglichkeit Princetons oder wo auch immer. Ich habe wohl eine Bemerkung fallen lassen, und auf seiner Miene zeichnete sich unendliche Verachtung ab. »Sie haben nichts von alledem verstanden, worüber wir gesprochen haben. In dem Stuhl da wird in zwanzig Minuten Kádár sitzen«, der Diktator, der ihn unter Hausarrest gestellt hatte. »Er ist mein Schüler. Wir arbeiten gerade Satz für Satz Hegels ›Phänomenologie‹ durch. Sie verstehen nicht.« Und so war es, ich hatte nicht verstanden. Allein diese Geschichte rückte meine Begriffe zurecht, was die bizarre byzantinische Welt des geistigen Klimas, der Grausamkeit und der Ernsthaftigkeit des Marxismus betraf, in dem diese Gedanken wirkten.⁵⁷

Georg Lukács begehrt auf gegen jenes ›westliche‹ Mitleid, das die Motive einer hoch bewussten und verantworteten Selbstunterwerfung des Kommunisten unter das Diktat seiner Partei nie begriffen hatte. Zugleich birgt dieselbe Szene eine Konstellation, die Steiners Formulierung vom »letzten Mitteleuropäer«, die den Begriff von Lukács' Europäizität noch einmal schärft. Ihre wesentlichen Komponenten sind in diesen wenigen Zeilen kürzelnhaft aufgeführt. »Budapest« hatte ihren subjektgeschichtlichen Ausgangspunkt gebildet: als jener Ort, in dem Lukács die für seine Europäizität konstitutive sprachliche und kulturelle Sozialisation durchlaufen hatte. »Hegel« steht für die Weltgeltung deutscher Philosophie, die den ungarischen Studenten nach Berlin und nach Heidelberg, an Brennpunkte philosophischer Reflexivität in *seiner* Epoche geführt hatte. Der Hausarrest unter Kádár ist die Metonymie einer Jetztzeit nach Jahrzehnten der Revolutionen, der Kriege und der Säuberungen. Die Aktivität des Lehrers aber zeigt Lukács – noch *hinter* seiner Rolle des kommunistischen Intellektuellen in der Anstrengung der Selbstbehauptung – auf dem Grund seiner Existenz: der »unverwüstlichen«⁵⁸ Überzeugung, dass die Überlieferung in Gang gehalten werden muss, die Tradierung um keinen Preis unterbrochen werden darf. Denn ohne sie gibt es jene Zukunft nicht, die Europa braucht.

Anmerkungen

- 1 Theodor W. Adorno, *Erpreßte Versöhnung - Zu Georg Lukács: ›Wider den mißverstandenen Realismus‹*, in: ders., *Noten zur Literatur*, Frankfurt/Main 1991, 251–280, hier 251.
- 2 Vgl. Fritz J. Raddatz, *Georg Lukács in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1972, 42f.

- 3 Ehrhard Bahr, *Georg Lukács*, Berlin 1970, 66.
- 4 Für die Anerkennung der intellektuellen Kapazität Lukács' bei gleichzeitiger Reserve gegenüber der kommunistischen Ideologie ist die Haltung George Steiners repräsentativ. Vgl. George Steiner, *Marxismus und Literaturkritik*, in: ders., *Sprache und Schweigen - Essays über Sprache, Literatur und das Unmenschliche*, Frankfurt/Main 1973, 209–234, hier 217.
- 5 George Steiner, *Ein ästhetisches Manifest*, in: ebd., 257–268, hier 265.
- 6 Ebd., 257.
- 7 Vgl. Werner Jung, *Georg Lukács*, Stuttgart 1989, 34.
- 8 Georg Lukács, *Methodischer Zweifel*, in: *Der Monat*, April 1966, hier zitiert nach Raddatz, *Lukács*, 7.
- 9 Georg Lukács, *Gelebtes Leben - Eine Autobiographie im Dialog*, Frankfurt/Main 1981, 46.
- 10 Vgl. hierzu auch die Angabe von Ernst Keller, *Der junge Lukács - Antibürger und wesentliches Leben*, Frankfurt/Main 1984, 24, der zufolge 1880 die Zahl der deutschsprachigen Bürger Budapests die ungarischsprachigen übertraf (72.000 zu 64.000).
- 11 Lukács, *Gelebtes Leben*, 45.
- 12 Ebd., 241.
- 13 Ebd., 39.
- 14 Ebd., 42f.
- 15 Berthold Auerbach, *Spinoza. Ein Denkerleben*, 2 Bde., Stuttgart 1860, Reprint Tübingen 1980.
- 16 Vgl. Lukács, *Gelebtes Leben*, 39, 241.
- 17 Vgl. Raddatz, *Lukács*, 7f., und Bahr, *Lukács*, 11.
- 18 Vgl. Marion A. Kaplan, *The Making of the Jewish Middle Class - Women, Family, and Identity in Imperial Germany*, New York-Oxford 1991, 10.
- 19 Lukács, *Gelebtes Leben*, 50.
- 20 Ebd.
- 21 *Ich bin der Israeli schlechthin - Zur Leipziger Buchmesse: Der israelische Schriftsteller Aharon Appelfeld über jüdische Parallelwelten, ausländische Klischees und die Wirklichkeit seines Landes* [Gespräch mit Gisela Dachs], in: *Die Zeit*, 17. März 2005.
- 22 Lukács, *Gelebtes Leben*, 57f.
- 23 Georg Lukács, *Mein Weg zu Marx*, in: ders., *Schriften zur Ideologie und Politik*, Neuwied und Berlin 1967, 323–329, hier 324.
- 24 Vgl. Raddatz, *Lukács*, 24.
- 25 Vgl. Lukács, *Gelebtes Leben*, 73.
- 26 Ebd., 58.
- 27 Ebd., 60f.
- 28 Georg Lukács, *Methodischer Zweifel*, in: *Der Monat*, April 1966, hier zitiert nach Raddatz, *Lukács*, 24f.
- 29 Die Zahlen hier nach Raddatz, *Lukács*, 60.
- 30 Raddatz, *Lukács*, 63f., spricht von »zahlreiche[n] deutsche[n] Zeitungen«, Bahr, *Lukács*, 23, von »deutschen Zeitungen«, Éva Fekete und Éva Karádi nennen in dem von ihnen herausgegebenen Band *Georg Lukács - Sein Leben in Bildern, Selbstzeugnissen und Dokumenten*, Stuttgart 1981, 120, *Die Weißen Blätter* sowie das *Berliner Tageblatt*.
- 31 Wortlaut hier nach dem Faksimile des *Berliner Tageblatts* in Fekete/ Karádi, *Lukács*, 120. – Der Abdruck in Raddatz, *Lukács*, 63f. enthält zwei interessante Abweichungen: Statt »hat er sein Teuerstes ... geopfert« heißt es bei Raddatz »hatte er sein Teuerstes ... geopfert«, statt »seine menschliche Reinheit« »seine Reinheit«.

- 32 Jung, *Lukács*, 89.
- 33 Lukács, *Gelebtes Leben*, 114.
- 34 Siehe hierzu noch unten.
- 35 Aamir R. Mufti, *Enlightenment in the Colony - The Jewish Question and the Crisis of Postcolonial Culture*, Princeton-Oxford, 82.
- 36 Georg Lukács, *Vorwort*, in: ders., *Geschichte und Klassenbewusstsein*, Darmstadt und Neuwied 1967, 11-41, hier 32.
- 37 Ebd., 40.
- 38 Heinrich Heine, *Aufzeichnungen*, in: ders., *Sämtliche Schriften*, hg. von Klaus Briegleb, Bd. 6/I, München 1997, 607-665, hier 618.
- 39 Vgl. Hans Mayer, *Wiederruf des Widerrufs*, in: *Der Spiegel*, 31. August 1970, und Frederic Jameson, Introduction, in: Georg Lukács, *The Historical Novel*, Lincoln, Neb. 1983, 21.
- 40 Siehe oben.
- 41 Georg Lukács, *Heinrich Heine als nationaler Dichter*, in: ders., *Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1953, 89-146, hier 95.
- 42 Ebd., 93.
- 43 Ebd., 94.
- 44 Ebd., 113.
- 45 Bahr, *Lukács*, 14.
- 46 Lukács, *Gelebtes Leben*, 115.
- 47 Lukács, *Schriften zur Ideologie und Politik*, 720f.
- 48 Als im Sommer 2011 Teile der bundesdeutschen *academia* öffentliche Kritik am amtierenden Verteidigungsminister übten, weil sich wesentliche Teile seiner Dissertation als Plagiat erwiesen hatten (die zuständige Universität Bayreuth erkannte ihm wenig später den Dokortitel ab), mischte sich unter manche Äußerungen der von Journalisten zum Streitfall befragten Bürger offene Verachtung des akademischen Standes.
- 49 Lukács, *Gelebtes Leben*, 148.
- 50 Ebd., 124.
- 51 Inwiefern in diesem Fall, da mit Sinowjew und Kún zwei Genossen im Mittelpunkt von Lukács' Bemerkung stehen, die ihrerseits jüdischer Herkunft waren, eine diffamierende Wirkung (mit-)beabsichtigt war, kann durch bloße Lektüre der Quelle heute nicht mehr entschieden werden.
- 52 Vgl. Raddatz, *Lukács*, 94.
- 53 Ebd., 105.
- 54 George Steiner, *Georg Lukács und sein Pakt mit dem Teufel*, in: ders., *Sprache und Schweigen*, 235-256, hier 240f.
- 55 Steiner, *Ein ästhetisches Manifest*, in: ebd., 266.
- 56 Diese Datierung nimmt Steiner vor in Eva L. Corredor (Hg.), *Lukács after Communism - Interviews with Contemporary Intellectuals*, Durham u. a. 1997, 61.
- 57 Ronald A. Sharp, *Gespräch mit George Steiner*, in: *Sinn und Form*, 48(1966)1, 349-381, hier 375.
- 58 Theodor W. Adorno, *Erpreßte Versöhnung*, 251, siehe auch oben.